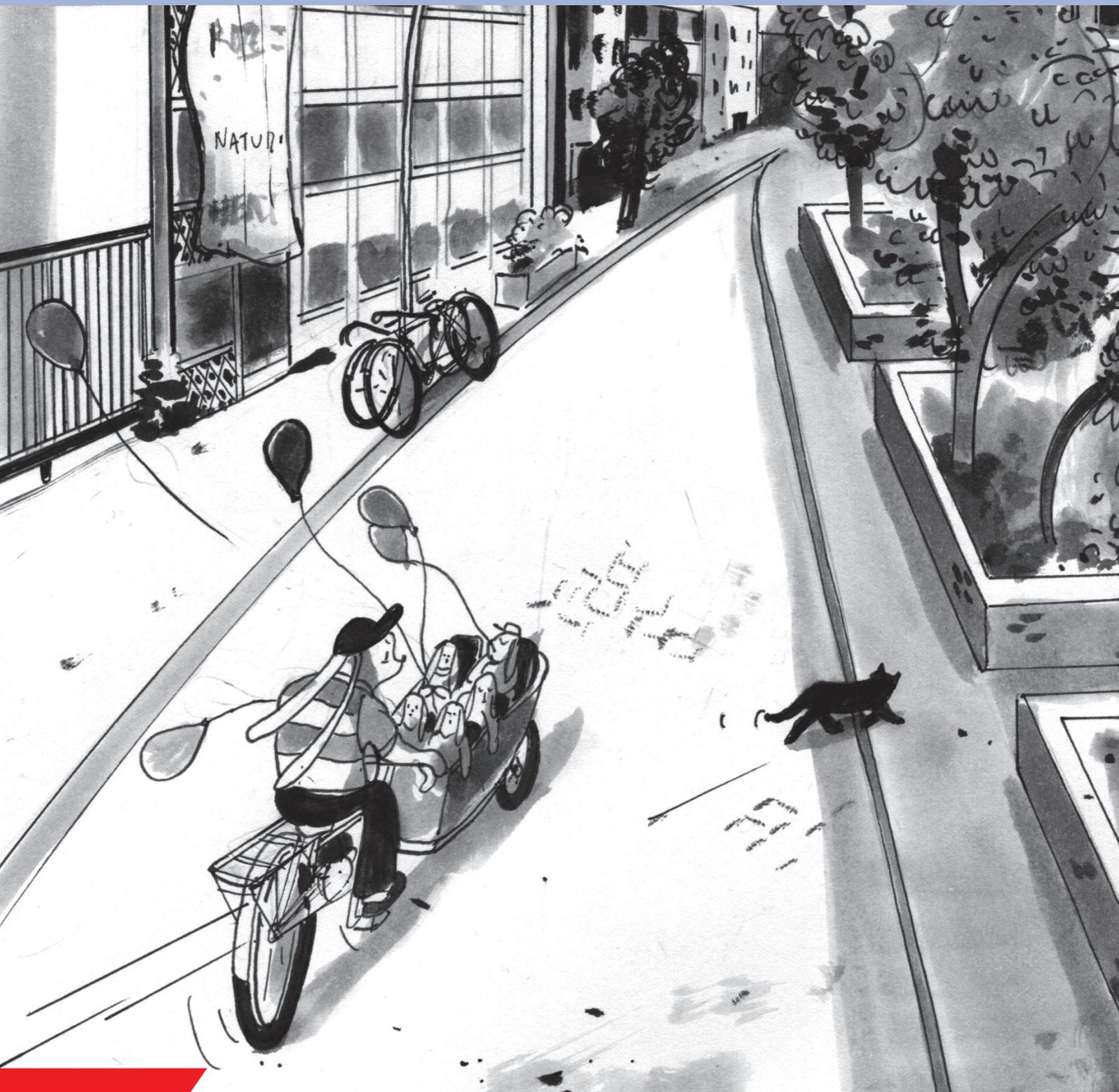


Hamburger Literaturpreise 2022





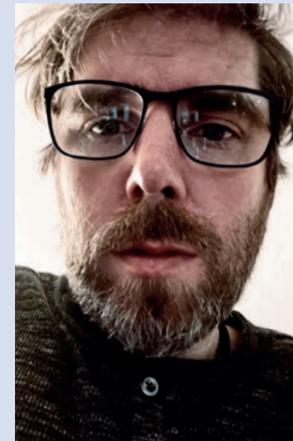
6
Claudia Schumacher
Buch des Jahres



8
Frank Keil-Behrens
Roman



10
Kaspar Peters
Roman



12
Herbert Hindringer
Erzählung



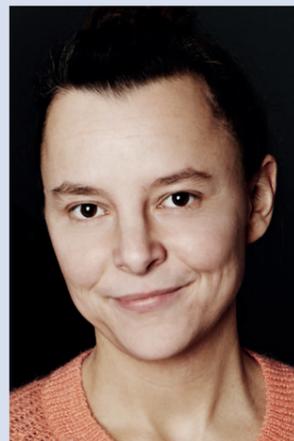
14
Ayna Steigerwald
Lyrik



16
Julia Herrgesell
Drama



18
Sarah M. Kempen
Kinder- und Jugendbuch



20
Antonia Kühn
Comic



24
Juliette
Aubert-Affholder
Übersetzung



26
Barbara Mesquita
Übersetzung



28
Nicolai von Schweder-Schreiner
Übersetzung

Die JURY



Thomas Andre, Katrin A , Katrin Seddig, Céline Meiner, Markus Lemke (v.l.n.r.)

»Im Dazwischen von lyrischem und lesendem Ich entfaltet das geglückte Sprachspiel bei Ayna Steigerwald seinen vollen Zauber und es entsteht  berraschendes Neues – in eben jenem dialogischen Zwischenraum, der vielleicht sowieso der einzige ist, in dem wir uns so etwas wie Wahhaftigkeit annähern.«

Katrin A , Lektorin, Hoffmann und Campe Verlag

»Sarah M. Kempens ›Lichterloh‹ könnte thematisch aktueller wohl kaum sein, doch die Stärke des Romans liegt vor allem in seiner fesselnden sprachlichen Umsetzung, der Bildmacht und Detailfülle, mit der von der ersten Zeile an eine Atmosphäre erzeugt wird, die einen in ihren Bann schlägt.«

Markus Lemke, Übersetzer, Hamburger  bersetzerpreis 2021

»Kaspar Peters erzählt mit großem, eigenwilligem Bilderreichtum, dann wieder in einer wunderbar zurückgenommenen Sprache von einer schroffen Welt und ambivalenten Figuren, denen wir unbedingt weiter folgen möchten.«

Céline Meiner, Literaturagentin, Agentur Brauer

»Frank Keil-Behrens durchschreitet in seinem Romanprojekt ein Erinnerungsdickicht, in dem die Generationen auf deutsch-deutsche Weise miteinander verbunden sind und die Erfahrungen ineinanderragen. Eine sensible Suchbewegung hin zur eigenen Herkunft, in einer kraftvollen und doch leisen, melancholisch grundierten Prosa.«

Thomas Andre, Literaturkritiker, Hamburger Abendblatt

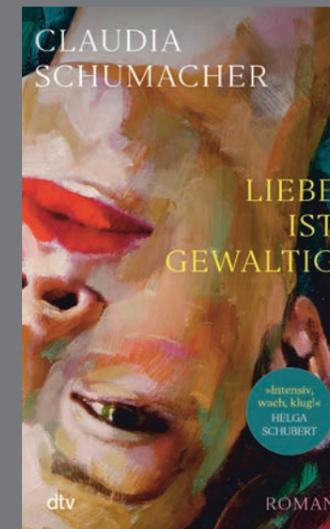
»Herbert Hindringer erzählt eine ganz und gar feine Geschichte über Familie, über die Unmöglichkeit des richtigen Lebens und Sterbens und, ganz am Ende – aber das darf nicht verraten werden.«

Katrin Seddig, Autorin, Hubert-Fichte-Preis 2020

Claudia Schumacher

»Liebe ist gewaltig«

»Ich hab' Bilder im Kopf. Mamas blaue Flecken morgens beim Frühstück. Papas Salvador-Dalí-Blick, wenn er sagt, dass er mich umbringt. Wie bei einem defekten Projektor. Der kann jederzeit angehen, ungewollt und in den blödesten Momenten. Dann werden die Bilder vor mir riesengroß auf die Wand projiziert, ohne Entkommen.«



Claudia Schumacher, 1986 in Tübingen geboren, verbrachte ihre Jugend im Stuttgarter Speckgürtel. Nach dem Studium in Berlin folgten sieben Jahre in Zürich, wo sie als Journalistin und Kolumnistin arbeitete, Redakteurin bei der »NZZ am Sonntag« war. 2018 zog sie nach Hamburg, schrieb unter anderem für »DIE ZEIT« und arbeitete an ihrem Debütroman. 2022 ist sie Literaturstipendiatin der Kunststiftung Baden-Württemberg.

Laudatio Mit »Liebe ist gewaltig«, erschienen bei dtv, betritt eine neue Erzählstimme die literarische Bühne, die rotzig und verletzlich, chaotisch und tastend, abweisend und liebebedürftig zugleich ist. Juli wächst als Tochter eines Anwaltpaars mit drei Geschwistern in einem feinen Vorort von Stuttgart auf. Nach außen ist es eine heile Wohlstandswelt, innen tobt der Terror: Wenn er die Nerven verliert, drischt der Vater auf seine Familie ein. Und die Nerven verliert er oft. Die Mutter putzt das Blut weg oder backt Streuselkuchen, die Schwester kriegt die Kurve, ein Bruder zieht den Kopf ein, der andere schlägt irgendwann zurück. In dieser Familie gibt es keine Sieger, nur Überlebende. Jules geht nach Berlin, promoviert, verdient großes Geld als Profigamerin – und ist doch eine verlorene Seele. Der Roman testet verschiedene Lebensentwürfe für sie aus und erzählt die schmerzvolle Geschichte einer Ich-Werdung: ruppig, kantig und mit bösem Humor. In seiner suchenden Bewegung, im schonungslosen Erzählen von Schönheit und Scheitern ist der Roman ebenso ehrlich wie erschütternd – und ganz heutig. Claudia Schumacher hält ihre Fäden fest in der Hand und lässt uns eintauchen in eine Geschichte, die nur so unfassbar erscheint, weil wir nicht wahrhaben wollen, was Menschen imstande sind, einander anzutun. Dieser Debütroman ist ein kraftvolles, ein wütendes Buch, klug konstruiert und souverän erzählt. Von dieser Autorin möchten wir bald noch viel mehr lesen.

Carsten Brosda, Senator für Kultur und Medien der Freien und Hansestadt Hamburg

Ein Blick hinter die Fassade einer bürgerlichen, scheinbar perfekten Familie: Die Befreiung gerät zum Feldzug – gegen Julis Eltern und ihr eigenes Ich.

Claudia Schumacher © Roman Raacke

»Über eine Familie zwischen Ost und West. Zweimal die Großeltern, die Eltern, die eigenen und zwei Brüder, die in den beiden Deutschlands je für sich aufwuchsen. Ein Nachkriegsstoff.«



Frank Keil-Behrens © privat

Frank Keil-Behrens, 1958 in Hamburg geboren. Im Osten der Stadt aufgewachsen. Studium der Pädagogik, Arbeit als Erwachsenenbildner. Ab 1995 als freier Journalist unterwegs. Unter anderem für die »taz Nord«, »mare«, die Plattform »maennerwege.de« sowie für »Hinz&Kunzt«. Zudem seit 2017 Redaktor des Deutsch-Schweizer Magazins ERNST.

»Über meine Familie weiß ich nichts, suche sie aber trotzdem«

»Nichts geträumt. Dabei hatte ich mir einiges erhofft. Schnelle, flackernde Bilder, wie ich über eine Wiese renne, durch halbhohe Gras, das noch feucht von der Nacht ist. Ein kleines Haus, schmucklos grau, kein Klingelschild, kein Klingelknopf, eine Tür geht auf, eine Tür geht zu. Und ich als Hauptperson. Als Beobachter, als Kundschafter in eigener Sache. Ich stehe da und sehe meine Eltern vor mir, die so jung sind. Mein Vater, er sitzt auf einem Stuhl mit geflochtenen Seitenlehnen, er beugt sich vor, aus der Musiktruhe tönt Gesang, Anneliese Rothenberger, eine Arie, so nennt man das, wie ich heute weiß und wie er zuhört, sehe ich und wie er sich über sein schon damals eher schütteres Haar fährt, das noch dunkel ist. Ein Mann, der einen Tag Ruhe vor der Welt hat. Meine Mutter im Kleid, sie ist verlegen wie immer und also räumt sie etwas weg und damit das Kleid keine Flecken bekommt, trägt sie darüber eine Schürze, die sie selbst genäht hat. Sie ist eine gute Schneiderin, das werden alle sagen. Sie spart nicht am Stoff. Sie näht die Nähte doppelt. Sie nutzt Stoßband, kürzt sie Hosenbeine. Sonst ist da niemand. Niemand anderes. Was weiß ich schon von früher. Was weiß ich schon von mir. Immerhin gibt es ein Datum, unverrückbar, der 16. Februar 1962, an das ich mich halten kann und ein vages Davor und ein bestimmtes Danach. Und Namen. Wie: Andreas-Meyer-Straße.«

Laudatio Ein Mann betrachtet seine Leute, seine Familie. Vater, Großmütter, Großväter, Onkel, Mutter, ihr Herkommen, was sie werden wollten, was sie geworden sind. Ihr Leben im Osten, ihr Leben im Westen oder das im Dazwischen. Der Auftrag der Großmutter: Einmal musst du unsere Familiengeschichte aufschreiben, damit sie nicht verloren geht. Und das tut der Ich-Erzähler, der Frank heißt wie sein Schöpfer und in der Erzählgegenwart 1991 berichtet, das Epochenereignis »Mauerfall« drängt sich dem Leser, der Leserin auf. Aber es ist in diesem Familienporträt lediglich ein ferner Wink der Geschichte. Frank Keil-Behrens, den wir besonders in Hamburg seit vielen Jahren als Betrachter des kulturellen, des literarischen Lebens kennen, durchschreitet in seinem Romanprojekt, das wir gerne unter dem literarischen Trend des autofiktionalen Erzählens subsumieren, ein Erinnerungsdickicht, in dem die Generationen auf deutsch-deutsche Weise miteinander verbunden sind und die Erfahrungen ineinanderragen. Eine sensible Suchbewegung hin zur eigenen Herkunft, in einer kraftvollen und doch leisen, melancholisch grundierten Prosa. Sie schaut auf die Verluste, die ein Menschenleben anhäuft; jeder Mensch steht vor dem anderen und verbirgt sich diesem doch, so gut er kann. Hier ist einer, der damit aufhören will, nichts über seine Familie zu wissen, und dieser Prozess von Nachforschung und Einfühlung entwickelt die berühmte literarische Sogkraft, der man sich nicht entziehen kann. **Thomas Andre**

»In Liseth, einem kleinen Ort im abgelegenen Nordosten Islands, gehen seltsame Dinge vor sich. Die Grenze zwischen Schlaf und Wachzustand ist fließend. Zwischen Aufputzmitteln und mysteriösen Tiefschlafattacken, Fischfabrik und Liebeshunger halten die Einwohner die Stellung in einer sterbenden Gemeinde.«



Kaspar Peters, 1982 in Überlingen am Bodensee geboren, lebt in Hamburg und London. Nach einem Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft und Kunstgeschichte in Tübingen studierte er Film in Hamburg und Reykjavík. Seine Filme »Nordic Grammar« und »Exterior« liefen erfolgreich auf internationalen Festivals. 2015 erhielt er einen Förderpreis für Literatur der Stadt Hamburg.

Kaspar Peters © privat

»Ultima Thule«

»Ich wachte gegen 4 Uhr morgens mit dem Wunsch auf, der Teufel möge Ingi holen. Es wäre viel damit getan, wenn es den Teufel gäbe und, gesetzt es gäbe ihn, wenn er Ingi zu sich nähme. Ingi spricht jetzt die dritte Nacht. Auch tagsüber spricht er, immerzu spricht er, ich kann es durch die Wand hören, wie es aus ihm herausfließt, flüsternde und zischende Laute, abgehackte und hitzig ausgestoßene Wortfetzen, ein endloses Gestammel, das einem Fiebertraum zu entsteigen scheint und zu keinem Ende kommt.

Es schwoll an und flaute ab, es gurgelte vor sich hin, wob sich hinein in das Pfeifen des Windes, der gelassen ums Haus strich, dann brach es plötzlich in abgehackte, hitzige Wortfetzen aus, die wie etwas Abgerissenes und Hingeschleudertes durch die Dunkelheit in den Zimmern zogen. Kaskaden von Lauten und flimmernden, kaum verständlichen Worten, die einen glühenden inneren Kern zu haben schienen, der sie unbezwingbar und unwiderlegbar machte und an eine Handvoll Münzen denken ließen, die durch den Raum geschleudert wurden. Das war ein Zustand, der tagelang andauern konnte. Wie ein Sturmtief, das sich eine Zeitlang austobte, bis es an Kraft verlor, redete Ingi Tag und Nacht, drehte seinen Fernseher auf, rückte seine Möbel durchs Zimmer, als hätte er plötzlich enorme Energiereserven, die er irgendwie verbrauchen musste, bis er nach mehreren Tagen und Nächten mit den Kräften am Ende war und erschöpft zusammensank.«

Laudatio »Es ist falsch zu sagen: Die Nacht bricht an. Die Nacht ist immer schon da (...)«. Das ist der kraftvolle Auftakt von Kaspar Peters' Roman »Ultima Thule«, der am Rand der Welt spielt und uns in die Dunkelheit entführt. In Liseth, einem kleinen entlegenen isländischen Ort, wird es kaum mehr hell, die Natur wirkt bedrohlich, es windet und stürmt. Ida, eine junge Frau, ruft mitten in der Nacht wieder einmal den Hilfspolizisten Kjartan zur Hilfe, weil ihr Nachbar im Wahn seine Wohnung auseinandergenommen hat. Einnehmend und schonungslos ist Idas Blick, durch den wir uns Liseth und seiner Dorfgemeinschaft annähern: Die Arbeit in der Fischfabrik, die Gerüchte um die abgebrannte Tankstelle, Idas Bruder, der aus einer Kurve flog und ums Leben kam. Und dann gibt es da noch Matti, den viele für den Teufel halten und für den Niedergang des Ortes verantwortlich machen. Es ist ein spannungsreicher Mikrokosmos, der hier aufgefächert wird, und diese Spannung spiegelt sich auch stilistisch wider: Mal schraubt sich die Sprache immer weiter hoch, mal wird es fast lakonisch. Als Ida einwilligt, in Mattis Haus zu ziehen, um seinen Hund zu hüten, während er als Gletscherguide arbeitet, ahnen wir, dass »Ultima Thule« noch einige Überraschungen bereit hält. Kaspar Peters erzählt mit großem, eigenwilligem Bilderreichtum, dann wieder in einer wunderbar zurückgenommenen Sprache von einer schroffen Welt und ambivalenten Figuren, denen wir unbedingt weiter folgen möchten. Ein Text, der durchdrungen ist von Verletzlichkeit, ja fast Zartheit und einer großen Menschlichkeit. **Céline Meiner**

»Morgen, oder: Wenn er eine Nacht überlebt«

»In der Nacht, da kannte er sich aus. Alles, was er von sich erzählte, spielte in der Nacht.«

»Manchmal sagte er mir beim Frühstück, als ich meine Cornflakes aß, dass er wohl nachts einen kleinen Schlaganfall gehabt hat. Oder einen kleinen Herzinfarkt. »Nicht wirklich schlimm«, sagte er. »Bringt mich nicht um.« Aber er sah mich dabei an, als könnte es doch sein, dass sich das Leben nachts weiter bewegt und vielleicht zu einem Ende kommt. Wenn er weg ist, dann wäre ich noch da, aber mitten im Nichts. So ein Vater war mein Vater. Ich dachte mein Leben lang an den Tod meines Vaters. Und dann starb meine Mutter. Vor zwei Wochen. Mitten im August, eine Art Sterbeurlaub zwischen den Krankheitsauswüchsen von Vaters Gehirn, neben gelegentlichen kleinen Schlaganfällen und Herzinfarkten vor allem nicht zu diagnostizierende und dadurch umso gefährlichere gesundheitliche Probleme.«

Herbert Hindringer, 1974 in Passau geboren. Schreibt nachts, tagsüber stolpert er über seinen Job als Sozialpädagoge. Er schreibt liegend Gedichte, Kurzprosa und Romanenden. Wenn er an einen Stuhl gefesselt wird, schreibt er Bücher wie »111 Gründe, Hamburg zu hassen« (unter dem Pseudonym Uwe Uns), Schwarzkopf & Schwarzkopf, Berlin 2016.

Herbert Hindringer, © Jale Avikan

Laudatio Wie mit dem Vater umgehen, der seit Jahren schon stirbt, aber immer noch am Leben ist, als, überraschend, die Mutter stirbt? Schwester und Bruder sitzen ratlos vor dem Fernseher, ein Fremder klingelt an der Tür: Das sind die Eckpfeiler dieses hochkomischen und todtraurigen Textes, der auf mehreren Ebenen eskaliert. Kann man sich fragen, ob das, an dieser oder jener Stelle, jetzt Nonsense oder nur Übertreibung ist? Ja. Beides. Aber das leitet uns nur tiefer in den Schmerz, es ist die dunkle Seite des Absurden. Dem Erzähler ist nicht zu trauen, er ist vielleicht verrückt, aber wir vertrauen ihm, es bleibt uns nichts anderes übrig. Der Text selbst mischt sich ein, als ein Fremder, der nicht dabei sein will, den wir nicht kennenlernen, denn wir sind nicht an der Tür, wir sind ganz und gar bei ihm, diesem unzuverlässigen, gewitzten, verschmitzten, verrückten, verzweifelten und traurigen Erzähler. Es ist sein Text, seine Wahrheit, eine andere gibt es nicht. Wenn die Geschichte sich selbst im Absurden zu verlieren droht, findet sie sich auf der Stelle wieder und wird Alltag, das ist die größere Bedrohung, die wahre Zumutung. Es ist eine Erzählung in Teilen, Sätzen, Absätzen, die, schon für sich allein, vollständige Erzählung sind, zusammen aber eine Überwältigung darstellen, angemessene Form für das uns Überfordernde, eine ganz und gar feine Geschichte über Familie, über die Unmöglichkeit des richtigen Lebens und Sterbens und, ganz am Ende – aber das darf nicht verraten werden. **Katrin Seddig**

»Eine große Schneekugel. Klare Sicht. In der Kugel: Moos, ein paar Büsche und ein Fuchs. DER FUCHS tastet von innen die Schneekugel ab. DER FUCHS flüstert.«



Julia Herrgesell © Vera Drebusch

Julia Herrgesell, studierte Angewandte Medien und Literatur in Hamburg. Nach produktionsbezogenen Regieassistenzen am Thalia Theater und am Luzerner Theater schrieb und inszenierte sie 2019 auf der kleinen Bühne in Luzern ihr erstes eigenes Projekt, den Recherchetheatertext »Alle Farben«. Seit April 2020 ist Julia Teil des Produktionsbüros STÜCKLIESEL in Hamburg und studiert Szenisches Schreiben an der Universität der Künste in Berlin. Ihr Stück »Echtzeit-Komplizen« wurde im Januar 2022 am Landestheater Detmold digital uraufgeführt. Weitere Stücke wie »Warten auf Gewitter«, »Fliegende Bauten« und »Zuckerland« wurden bereits an verschiedenen Spielstätten in Berlin umgesetzt. Zuletzt arbeitete Julia mit fünf anderen Hamburger Autor:innen an der literarischen Serie »Zum Wilden Igel«, die im Thalia Nachtasyl gelesen wurde.

»Füchse«

Füchse fahren mit der U-Bahn durch Berlin.
Füchse fressen steinharte Kaugummis aus den Kaugummiautomaten aus dem Jahr 1983.
Füchse wohnen auf den Ikea-Parkplätzen und kreischen, wenn sie streiten.
Füchse beißen sich eher das Bein ab, als in der Falle zu sterben.
Füchse brauchen 9,8 Stunden Schlaf pro Tag.
FÜCHSE HABEN ANGST.
Füchse rollen mit ihrer Angst in schimmernden Seifenblasen durch die Stadt.
Sie walzen alles platt
Sie zerquetschen
Sie ersticken
Sie erdrücken
Sie zerreißen – Plastikfolien und Nagetier-Aas und Herzen und –
Sie wirbeln Staub auf und verkleben das Oben mit dem Unten
Sie machen das so und sie merken das und sie fragen sich dann
Wo ist denn oben und unten?
Was haben wir denn jetzt?

Laudatio Ein Fuchs, der Fuchs heißt und in einer Schneekugel lebt, ein Fuchs, der der eine Fuchs heißt, und ein Fuchs, der der andere Fuchs heißt, das sind die Figuren dieses Textes, den man mit Gewinn lesen kann, der aber vor allem auf eine Bühne gehört. Wie lässt es sich glücklich sein, wie den Moment festhalten, wie mit der Angst leben, die Grenze zum Anderen überwinden? WOLLT IHR DENN, DASS WIR SAGEN / WIR SIND GANZ BEGEISTERT. WAS FÜR EIN LEBEN. WAS FÜR EIN WUNDERSCHÖNES LEBEN. / LASS UNS KEINE SORGEN MEHR MACHEN. LASS UNS SAGEN / ICH WILL ES, ICH KRIEG ES, GANZ EGAL, WAS ES IST«
Das ist sehr aktuell, auch, wenn die Grundfrage schon andere umgetrieben hat, Goethe zum Beispiel, im »Faust«, ein Textzitat. Manisch, panisch entwickeln sich die Textfetzen, unter dem Einfluss der aufziehenden Bedrohung, innerhalb und außerhalb, und ein Außerhalb – hätte man das ahnen können? – gibt es gar nicht. Aber die Möglichkeit von trotzdem Glück? Die Möglichkeit, es festzuhalten? Tanzen? Gemeinschaft? Es ist ein Spiel, das am Ende noch nicht zu Ende ist, denn alles ist jetzt und das Ende noch vor uns, es ist ein unsicherer, ungeklärter Zustand von heute. Der Rhythmus des Textes treibt einen in die fuchsische Logik, den fuchsischen Versuch von Kommunikation, durch die Glaswand hindurch, innen wird zu außen, das natürlich auch nur wieder innen ist, das macht Spaß, hat eine verblüffende, performative und bildliche Schönheit, die durch den reinen Text schon hindurch schimmert. Ab damit auf die Bühne! **Katrin Seddig**

»phototaxis. Gedichte«

mute city

die nächte filetieren
wi-fi im haar

ornate gesplisster schnuppen
als lösten sich blätter vom laub.

im sternbild handgriffe, fahrtwinde
die kluft entlang dreier lippen;

schraffierte wände
dann brücken, dämmer, geländer

called *saxony blue*.
kurz unterm schlüsselbein

faden wir aus.

Ayna Steigerwald, geboren 1986 in Brüssel und aufgewachsen in München, lebt seit 2017 in Hamburg. Sie arbeitet als Autorin und Dramaturgin, veranstaltet Lesungen und ist beteiligt an Projekten wie den Foto-Text-Installationen »mo|men|tos«. Seit 2020 ist sie im Team des Kunst- und Diskursfestivals fluctoplasma in Hamburg. Neben Texten in Zeitschriften veröffentlichte sie 2019 das Poetry-Chapbook »tagslichtdosen«, Materialien, München und arbeitet u.a. an »ZUSTAENDE«, Minizines, Hamburg.

Laudatio Ayna Steigerwalds sprachspielerisch-muntere Lyrik bittet die Leser:innen vielfältig zum Gedankentanz. Immer ins Dialogische weist die Poetologie, die sie in ihrem Gedichtzyklus »phototaxis« entwirft. Das lyrische Ich, das uns hier mit auf die Reise nimmt, mag entfernt an denjenigen in Arthur Rimbauds »Bateau ivre« erinnern, ist aber weitaus weniger trunken, vielmehr kontrolliert, wenn es sich am Ausgangspunkt seiner Dichtung vornimmt: »die drift ahnden./Indem ich schreibe, den fluss staken, um die barke«. Die Kontrolle des eigenen Schreibflusses ist notwendig, wo das Ich aus dem, was es wahrnimmt, etwas Genießbares, Teilbares komponieren will, »konsensstreifen; kompott aus den früchten meiner lider«. Diese dichterische Absichtserklärung mündet schließlich in eine Handreichung: »wir nähern uns an./gleiten. tiegeln./verankern die lücken«. Ein kleines anagrammatisches Spiel also hier, eine unerwartete Wortverknüpfung dort – so webt Ayna Steigerwald eine leichtfüßige Dichtung, die in stets inspiriertem und inspirierendem Ineinanderschieben verschiedener Bedeutungsfelder blitzende Lichtreflexe erzeugt, Lichtreflexe, die zu Geistesblitzen des Verstehens werden, je länger wir sie auf uns wirken lassen. Im Dazwischen von lyrischem und lesendem Ich entfaltet das geglückte Sprachspiel seinen vollen Zauber und es entsteht überraschendes Neues – in eben jenem dialogischen Zwischenraum, der vielleicht sowieso der einzige ist, in dem wir uns so etwas wie Wahrhaftigkeit annähern. **Katrin Aé**

»Sie lauschte, wie die kleinen Briketts das Metallrohr entlangpolterten und schließlich gegen die kleine Glocke stießen, die am Ende der Rutsche angebracht war. Mit dem feinen Läuten sprang sie aus dem Bett.«



Sarah M. Kempen, geboren 1992, schreibt für Kinder und die, die es noch werden wollen. Nach ihrer Tätigkeit als Produktionsassistentin im Animationsfilmbereich und einem Stipendium an der Akademie für Kindermedien, widmet sie sich heute vollständig dem Schreiben von Drehbüchern und Romanen. So schrieb sie mehrere Folgen für Animationsserien wie »Petronella Apfelmus« und »Lieselotte« und entwickelte im Rahmen von »Formate aus Thüringen« die Dark Comedy Serie »Der UnTod«. Ihr erster Kinofilm »Antonias allzeitbereite Ausredenagentur« wurde von der MOIN Filmförderung gefördert und soll 2023 gedreht werden. 2021 erschienen mit »Akademie Fortuna« und »Lilo & Moder« ihre ersten Kinderbücher bei der Verlagsgruppe HarperCollins. Ihr Jugendbuchprojekt »Lichterloh« erhielt ebenfalls das Arbeitsstipendium vom Phantastik-Autoren-Netzwerk (PAN) e.V. in der Kategorie Kinder- und Jugendbuch.

Sarah M. Kempen © Waeschbaer Fotograf

»Lichterloh«

Links und rechts waren kleine Ventilatoren in ihren Kragen eingearbeitet, Luftfilter, welche die Luft rund um Toskas Gesicht reinigten, damit sie keinen Ruß einatmete. Noch so ein Ding der Reichen. Die schmutzige Luft wurde wie ein Auspuff unter ihrem Kleid hinausgepustet, sodass sie eine Spur aus Ruß und Rauch hinterließ, was ihren Auftritt noch beeindruckender machte. Die Königin des Superschlots rauchte selber wie einer. Schließlich erreichte sie die Tribüne und stellte sich hinter das Mikrofon. »Bürger und Bürgerinnen von Rußstadt«, eröffnete sie das Wort. »Es ist mir eine große Ehre, die alljährliche Parade der Schornsteinfeger zu eröffnen. Heute wollen wir die Menschen ehren, ohne die ein Leben in unserer fortschrittlichen Stadt nicht gefahrlos möglich wäre. Die Menschen, die jeden Tag ihr Leben riskieren, um uns zu beschützen, damit wir weiterhin die Kohle benutzen können, die unser Leben so lebenswert macht. Denn Kohle ist Licht. Kohle ist Leben. Ohne Kohle würde es kalt und dunkel werden und wir würden im Elend versinken.«

»Als würden wir das nicht längst«, hörte Cleo jemanden murmeln.

»Wenn wir ihnen nicht vertrauen, kann die Kohle, die unser Leben erhellt, auch das Ende jenes Lebens bedeuten. Wie es einst den Lichterlohen geschah.« Toska deutete auf die verbrannte Ruine am Berghang, die wie ein Mahnmal von der ganzen Stadt aus zu sehen war. »Und somit applaudiert bitte aus voller Kraft für unsere Schornsteinfeger.«

Laudatio Es ist eine düstere, bedrückende Welt, die Sarah M. Kempen in ihrer geplanten Jugendromantrilogie »Lichterloh« so überzeugend entwirft. In Rußstadt steht den Menschen ausschließlich Kohle als Energieträger zur Verfügung. Über der in einem Talkessel eingezwängten Stadt wabert Tag und Nacht eine schmierige Rußwolke, und schon der kleinste Brand droht, eine Katastrophe auszulösen. Nur die allmächtigen Industriellen in ihren mit Luftfiltern ausgestatteten Villen thronen hoch über der Stadt, während die in den am Talgrund gelegenen Stadtvierteln hausenden Armen ungeschützt die dreckstarrende Luft atmen. Diese dystopisch anmutende Szenerie verlangt nach einer unerschrockenen, rebellischen Heldin wie Sarah M. Kempen sie uns in der dreizehnjährigen Cleo schenkt. Diese lebt mit ihrer älteren Schwester Gwynnie in einem alten Signalturm am Rande der Stadt. Ihre Eltern haben die Mädchen bei einem Brand verloren, und nun sind beide heimlich dabei, dem Kohleregime der Mächtigen die Stirn zu bieten. Sarah M. Kempens »Lichterloh« könnte thematisch aktueller wohl kaum sein, doch die Stärke des Romans liegt vor allem in seiner fesselnden sprachlichen Umsetzung, der Bildmacht und Detailfülle, mit der von der ersten Zeile an eine Atmosphäre erzeugt wird, die einen in ihren Bann schlägt. Immer wieder meint man, einzelne Szene wie in einer Verfilmung förmlich vor Augen zu haben, ein Umstand, der auch Sarah M. Kempens Arbeit als Drehbuchautorin und Filmschaffende gedankt sein dürfte. Gerne möchte man Cleo weiter bei ihrem spannend und zugleich mit ganz viel Leichtigkeit erzählten Abenteuer folgen, in der bangeren Hoffnung, es möge den Heldinnen gelingen, die Menschen in Rußstadt – und nicht nur dort – zum Umdenken zu bewegen und vor dem Untergang zu bewahren. **Markus Lemke**

»Apropos Elbe«



Antonia Kühn, geboren 1979 in Potsdam, studierte in Kiel Kommunikationsdesign und Illustration an der HAW Hamburg, sie lebt als freie Illustratorin im Trickfilm- und Animationsbereich und Comicautorin in Hamburg. Ihr Comic »Lichtung«, Reprodukt 2018, erschien u.a. in norwegischen, italienischen und französischen Ausgaben. Ihre Arbeiten wurden u.a. beim Internationalen Comic-Festival Fumetto in Luzern und am Comicfestival Hamburg ausgestellt, 2010 wurde sie beim Wettbewerb des Comic-Festivals Fumetto mit dem 2. Preis ausgezeichnet.





Laudatio

»Ich möchte sehr viele Kinder haben, wenn ich groß bin«, sagt der kleine Fuchs zur großen Füchsin und rührt damit unbewusst an eine schwierige Frage: Was bedeutet Familie? In ihrem Comic »Apropos Elbe« erzählt Antonia Kühn vom emotionalen Auf und Ab in einer Patchwork-Familie. Füchlein und Füchsin tun sich mit Kätzchen und Kater zusammen. Dass die Beziehungen, die in dieser Konstellation entstehen, nicht immer einfach sind, können wir uns alle vorstellen. Während die zwei Elternteile versuchen, es ihren Kindern so leicht wie möglich zu machen, fühlen sie sich in der winzigen Wohnung beengt. Hinzu kommen die komplexen Beziehungen zu früheren Partner:innen.

»Familie ist für mich eher ein Zustand als eine feste Institution«, meint die Autorin und erzählt in »Apropos Elbe«, wie das Zusammenleben unter neuen Vorzeichen funktionieren kann. Das Thema Patchwork spiegelt sich auch in der Form wieder: Der Comic ist episodenhaft erzählt, tiefgründige Gespräche reihen sich an Spielesessions, Spaziergänge und Sitzungen beim Paartherapeuten.

Antonia Kühn zeichnet ihre Tierfiguren mit viel Sinn für das Menschliche in deren Gesichtern. Die Szenen spielen sich in Grautönen ab, die Klarheit des Strichs kontrastiert mit der Vielschichtigkeit der Aquarellierung. Text und Bild ergänzen sich perfekt, erzählen beide an der gleichen Geschichte, aber mit ihren ganz eigenen ästhetischen Mitteln. Ein Comic, der sein Thema so feinfühlig auf so vielen Ebenen verhandelt, hat den Hamburger Literaturpreis mehr als verdient. **Lilian Pithan**

Die in Berlin lebende Literaturübersetzerin und Kuratorin Lilian Pithan hat auf Einladung des Comicfestivals Hamburg unter allen Einsendungen eine Vorauswahl für die Jury getroffen und laudiert den Comicpreis für Antonia Kühn.



Lilian Pithan © Bea Davies

»Eine junge Frau wird nachts auf offener Straße angegriffen. Sie wehrt sich. Sie schreit, und dieser rettende Schrei weckt ihre Nachbarn, die den Angreifer in die Flucht schlagen. Sie hat Glück gehabt. Seither aber lässt sie ihr Gedächtnis im Stich.«

Rachel Graton »La nuit du 4 au 5 / Die Nacht vom 4. auf den 5.«

Übersetzt aus dem Québécois Französisch für den Theaterstück Verlag München

»Von mir aus kann ich nach Haus gehen ich muss nicht mit Ihnen reden von mir aus kann ich meinen Rucksack zurück haben ich habe keinen Mann gesehen ich habe was auf dem Mund ich weiß nicht wie er aussah weiß nicht was er anhatte darf ich nach Hause ich möchte ins Bett morgen habe ich Schule er trug Schwarz glaub ich weiß es nicht ich glaube er war groß mein Mund wurde rausgerissen ich weiß es nicht er war schwer es gab einen Mann war es ein Mann ist was passiert sein Mantel hatte einen weißen Streifen es reicht OK es reicht erst mal OK kein Problem vielleicht kann ich jetzt nach Hause (...)

Das erste Mal als der Polizist klingelte dachte der Vater ich habe keine Tochter ich kann gar keine Tochter haben und dass ein Polizist um die Uhrzeit an meiner Tür klingelt ich will nicht dass ein Polizist um die Uhrzeit an meiner Tür klingelt und mich fragt ob ich eine Tochter habe ich habe keine Tochter

Der Vater der Tochter kam mit den Polizisten in die Küche

Ich war nebenan direkt nebenan
in meinem Arbeitszimmer
nichts gehört
nichts gehört
ich hab dich nicht gehört«

Laudatio Der vielfach ausgezeichnete dramatische Text der frankophonen Kanadierin Rachel Graton, »La nuit du 4 au 5 / Die Nacht vom 4. auf den 5.«, zeichnet eine traumatische, autobiografisch gefärbte Erfahrung der Autorin nach: Eine junge Frau wird nachts auf offener Straße angegriffen, sie wehrt sich und schreit, ihr Angreifer wird in die Flucht geschlagen. Seitdem aber sperrt sich ihr Gedächtnis gegen die konkrete Erinnerung. Um die Chronologie der Ereignisse zu rekonstruieren, navigiert sie zwischen Erinnerungsfragmenten und -lücken. Der Text nähert sich mal assoziativ, mal konzentrisch, immer aber sprunghaft dem Unsagbaren, oftmals in einer mündlichen, slanggeprägten Sprache – eine große übersetzerische Herausforderung.

Juliette Aubert-Affholder hat diesen stark rhythmisierten, experimentellen dramatischen Text, der ganz ohne Zeichensetzung und mit einer beliebigen Rollenverteilung arbeitet, auf sehr gelungene Weise ins Deutsche übertragen. Der Sprachfluss bricht immer wieder ab, die Leerstellen sind kunstvoll gesetzt, das Fragmenthafte zeigt eindrücklich die Funktionsweise von Erinnerung auf. So fügen sich die Sprach- und Gedankensplitter peu à peu zu einem kohärenten Ganzen. Juliette Aubert-Affholder macht dem deutschen Publikum ein hochaktuelles, brisantes, sprachlich sehr gearbeitetes Stück zugänglich, das im Original wie in der deutschen Fassung eine ungeheure Wucht und schmerzhaft Unmittelbarkeit entfaltet. Céline Meiner

Juliette Aubert-Affholder, geb. 1975 in Brest, Frankreich. Lebt in Hamburg und in Volx / Provence. Germanistik-Studium und Master in Literaturübersetzung. Seit 2007 übersetzt sie u.a. Daniel Kehlmann, Mirko Bonné, Regina Scheer, Marc-Uwe Kling, Benedict Wells, Alissa Walser und Klaus Modick ins Französische, aber auch aus dem Französischen ins Deutsche. Sie schreibt selbst für das Theater, Gedichte von ihr wurden im »Jahrbuch der Lyrik«, »Konzepte«, »Akzente« und »Nox« veröffentlicht. Für ihre Übersetzungen wurde sie mehrfach ausgezeichnet, zuletzt mit dem Euregio Euregio-Schüler-Literaturpreis 2018 für »La fin de la solitude« von Benedict Wells, dem ersten Preis bei dem Schreibwettbewerb »Écris ton Hambourg« 2018 und dem Nerval-Goethe-Preis 2022 für die Übersetzung von Daniel Kehlmanns Roman »Tyll« ins Französische.

»Den Kindern hält man die Augen zu, wenn der alte Kapitän Celestino vorbeigeht. Seine Seele soll er verkauft haben, und des Nachts tanze er mit dem Teufel. Geschichten von Grausamkeit ranken durch das Dorf, kriechen bis an die blinden Fenster von Celestinos Haus.«



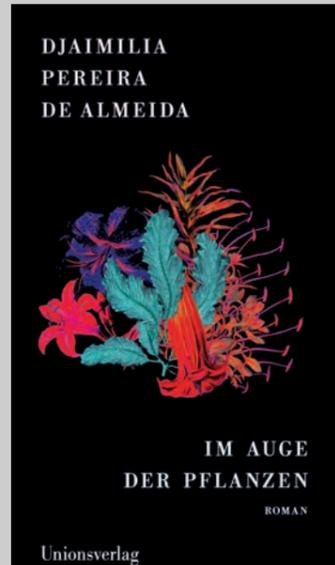
Barbara Mesquita © Jochen Grote

Barbara Mesquita, geboren 1959 in Bremen. Studium der Romanistik, Germanistik, Journalistik und Politikwissenschaft an der Universität Hamburg, Dolmetscherin und Literaturübersetzerin für Portugiesisch und Spanisch. Sie hat Werke übersetzt von u.v.a. Patrícia Melo, Djaimilia Pereira de Almeida, Luís Fernando Veríssimo, Paulo Lins, Pepetela, João Tordo, Ricardo Adolfo, Pedro Rosa Mendes, Juan Manuel de Prada, Martín Solares, Arménio Vieira und Agostinho Neto. Herausgeberin und Übersetzerin der Anthologie »Angola entdecken« und der zweisprachigen Anthologie kapverdischer Literatur und Musik »Die Inseln der Musik in der Mitte der Welt«. Lebt und arbeitet in Hamburg und zeitweilig in Almada in Portugal.

Djaimilia Pereira de Almeida »A Visão das Plantas / Im Auge der Pflanzen«

Übersetzung aus dem Portugiesischen für den Unionsverlag

»Das Bewässern und Hegen und Pflegen brachte eine endlose Zahl von Wesen hervor, die er zwischen seinen Fingern entdeckte, wenn er in der Erde wühlte: Würmer, grüne Käfer, Asseln. Das Leben kehrte zurück. Celestino pflanzte Rosenstöcke, Nelken, eine Kamelie, Blauregen, einen Pflaumenbaum, Tomaten, Rüben und Zwiebeln. Zum Düngen verwendete er Seegras, Zweige und Blätter, Obstschalen. Er stellte eine Reihe Töpfe mit Ruchgras auf. Schnitt den Buchsbaum in Form eines Rabelo-Bootes. Pflanzte zwei Tannen. Kalkte die Blumenbeete. Ließ Wurzeln in einer improvisierten Keimstation auf einem Brett, das einmal eine Tür gewesen war, in der Sonne sprießen. Wenn er in den Ort oder nach Porto ging, um Samen zu kaufen, schenkten die Nachbarn ihm Zweige von diesem und jenem, oder er sammelte Gewächse entlang der Wege und pflanzte sie um. Er brachte es auf über zwanzig Kakteen, zählte ihre Stacheln. Er legte einen Weg aus Kieselsteinen am Ufer des Baches und einen Totenkopf aus Muscheln im Bambushain, der Farbe und Leben versprühte und von einem Tag auf den anderen fünf oder sechs Finger breit in die Höhe schoss.«



Laudatio Kann es für den Schuldigen jemals eine Heimkehr geben? In ihrem Roman »Im Auge der Pflanzen« zeigt Djaimilia Pereira de Almeida einen Menschen an seinem Lebensabend, der einst als Kapitän eines Sklavenschiffs zur See fuhr und dem Gewalt die zweite Natur war. Auf seine alten Tage bestellt er nun den üppigen Garten seines Elternhauses. Er sät, wässert, schneidet, und scheint im urteilslosen Auge der Pflanzen, die ihn sehen »wie ein Glasauge die Wolken vorüberziehen sieht«, die dunklen Erinnerungen bändigen zu wollen, die aus seinem tiefsten Innern hervorwuchern. Es ist das eindrucksvolle Verdienst der feinsinnig-präzisen Übersetzung von Barbara Mesquita, dass dieser Garten auch auf Deutsch in aller Fülle und Vielfältigkeit erblüht, ohne je Stilblüten zu treiben, dass er leuchtet, duftet, strahlt und ziert, und dass dabei zugleich das Leben des einstigen Piraten mit all seinen Abgründen und Widersprüchen kristallklar vor uns ersteht. Hier ist eine Sprach- und Klangkünstlerin am Werk, die das reiche Sinnesregister, das der Roman uns eröffnet, auch im Deutschen mit selbstverständlicher Natürlichkeit auszuschöpfen weiß, ganz so als wären – neben ihrer Präzision – Begriffe wie Wärme, Rauschhaftigkeit, ein weicher, schmeichelnder Klang seit jeher die Eigenschaften, die die deutsche Sprache zuallererst auszeichneten. Barbara Mesquita versetzt die Sprache in maximale Schwingung, und Almeidas faszinierende Erzählung eines Lebensabends zwischen Schuld und Tod inmitten einer ebenso freigiebigen wie gleichgültigen Natur wird so auch im Deutschen zu einer zwingenden Lektüre. **Katrin Aë**

»Der letzte weiße Mann« ist ein Roman am Puls der Zeit, der Kosmopolit Mohsin Hamid verhandelt in eindringlicher Prosa Rassismus, soziale Gerechtigkeit und Menschlichkeit.«



Nicolai von Schweder-Schreiner, 1967 in Lissabon geboren, aufgewachsen hauptsächlich in Hamburg und in Rio de Janeiro. Er übersetzt aus dem Englischen und Portugiesischen, u.a. Jennifer Clement, Leonard Cohen, Hari Kunzru, Cynthia D'Aprix Sweeney, Chigozie Obioma, John Waters, Douglas Coupland, José Saramago und Daniel Galera. 2020 wurde er mit dem Internationalen Literaturpreis HKW ausgezeichnet. Er arbeitet außerdem als Komponist und Musiker, vor allem als Sänger und Gitarrist der Gruppe Veranda Music.

Nicolai von Schweder-Schreiner © Christian Bergmann

Mohsin Hamid »The Last White Man / Der letzte weiße Mann«

Übersetzung aus dem Englischen für den DuMont Buchverlag

»Anders' Chef hatte gesagt, er an seiner Stelle hätte sich umgebracht, und in der Woche darauf tat ein Mann aus der Stadt genau das, Anders verfolgte die Geschichte in der Lokalpresse, beziehungsweise online im Regionalteil einer größeren Zeitung, das Lokalblatt war schon vor längerer Zeit eingestellt worden, der Mann hatte sich vor seinem Haus erschossen, den Schuss hatte ein Nachbar gehört und gemeldet, aber nicht gesehen, man nahm an, dass es sich um Notwehr handelte und bei dem dunkelhäutigen Toten um einen Einbrecher, der nach einem Kampf mit der eigenen Waffe erschossen worden war, allerdings war der Hausbesitzer nicht auffindbar, und dann wurden Ehering, Portemonnaie und Handy des Toten untersucht, und auch die Nachrichten, die er geschrieben hatte, und die Sachverständigen schalteten sich ein, und am Ende schien die Situation eindeutig, mit anderen Worten, ein Weißer hatte einen Dunkelhäutigen erschossen, allerdings waren der Dunkelhäutige und der Weiße dieselbe Person.«



Laudatio »Eines Morgens wachte Anders, ein weißer Mann, auf und stellte fest, dass seine Haut sich unleugbar tiefbraun gefärbt hatte.« So beginnt der neue Roman Mohsin Hamids, eine kafkaeske, dystopisch-utopische Parabel, über deren Entstehungsgeschichte der britisch-pakistanische Autor, eine der interessantesten Stimmen der Gegenwartsliteratur, sagt: »Dieser Roman ist über zwei Jahrzehnte lang in mir gereift. Seine Anfänge lassen sich bis zum 11. September 2001 zurückverfolgen. Nach diesem Tag änderte sich für mich vieles. (...) Ich hatte etwas ganz Zentrales verloren. Dieser Verlust machte mich traurig, wütend und verwirrte mich. Aber es dauerte einige Zeit, bis ich verstand, was es war: Ich hatte mein Weißsein verloren. Nicht, dass ich wirklich weiß gewesen wäre. Aber ich war weiß genug gewesen – als relativ gut bezahlter, akademisch gebildeter urbaner Kosmopolit –, um viele der Vorteile des Weißseins zu genießen. Und nun war mir meine Mitgliedschaft entzogen worden.« Diese verstörende, beängstigende, das eigene Leben erschütternde Erfahrung hat Mohsin Hamid nun in einer lakonischen Sprache von schlichter Eleganz in seinem schmalen, aber ungemein dichten Roman »Der letzte weiße Mann« verarbeitet. Dass man sich auch auf Deutsch in den suggestiven und zugleich sich wahrlich nicht anbietenden Bann dieser Parabel auf Rassismus, soziale Gerechtigkeit und die Kraft der Menschlichkeit ziehen lässt, ist insbesondere der souveränen Übersetzung durch Nicolai von Schweder-Schreiner zu danken. Dieser versteht es nicht nur, mit den kunstvoll verschachtelten, nicht selten über eine ganze Buchseite mäandernden Sätzen des Autors Schritt zu halten und ihnen im Deutschen einen authentischen Rhythmus zu verleihen. Es ist vor allem von Schweder-Schreiners sehr präzise, unbestechliche und niemals der Versuchung zum Eckenrunden erliegenden Herangehensweise, die dem intimen dialogischen Charakter dieses großartigen Romans ermöglicht, heil und wohlbehalten auf das deutschsprachige Ufer überzusetzen. **Markus Lemke**

11 Preise, 7 Kategorien, 57.000 Euro

284 Bewerbungen

96 Romane

49 Erzählungen

60 Lyrik, Drama, Experimentelles

29 Kinder- und Jugendbücher

41 Comics

9 Übersetzungen

5 Bücher auf der Shortlist als »Buch des Jahres«

»Zum Ende des Jahres schaut der Literaturbetrieb voller Spannung nach Hamburg: Die Verleihung der Literaturpreise bietet auch die Gelegenheit, noch unbekannte Autorinnen und Autoren zu entdecken, die sprachmächtige und originelle Texte vorlegen. In diesem Jahr gehen die Preise an ebenso eigensinnige wie berührende Arbeiten, die sich mit der Familie im engeren und weiteren Sinne auseinandersetzen, aber ebenso Fragen der menschlichen Existenz nachspüren. Es ist eine Freude zu sehen, wie vielfältig und kreativ die Hamburger Literaturszene ist.«

Dr. Carsten Brosda, Senator für Kultur und Medien

Impressum

Herausgegeben von der Behörde für Kultur und Medien der Freien und Hansestadt Hamburg anlässlich der Verleihung der Hamburger Literaturpreise 2022.

Layout, Redaktion und Satz: Jürgen Abel, www.literaturinhamburg.de

Logo: Sebastian Stuert, www.cadadas.com

Cover und Umschlaginnenseite: Illustrationen aus dem Comic »Apropos Elbe« von Antonia Kühn

Alle weiteren Rechte der verwendeten Bilder und Illustrationen verbleiben bei den jeweiligen Urhebern.



Die Verleihung der Preise



5. Dezember 2022, 19.00 Uhr, Literaturhaus Hamburg

Musik: Demcker

Buch des Jahres: »Liebe ist gewaltig« von Claudia Schumacher

Laudatio: Carsten Brosda, Senator für Kultur und Medien

Roman: Kaspar Peters

Laudatio: Céline Meiner

Kinder- und Jugendbuch: Sarah M. Kempen

Laudatio: Markus Lemke

Übersetzung: Barbara Mesquita

Laudatio: Katrin Aé

Musik: Demcker

Erzählung: Herbert Hindringer

Laudatio: Katrin Seddig

Übersetzung: Juliette Aubert-Affholder

Laudatio: Céline Meiner

Drama: Julia Hergesell

Laudatio: Katrin Seddig

Pause

Musik: Demcker

Übersetzung: Nicolai von Schweder-Schreiner

Laudatio: Markus Lemke

Lyrik: Ayna Steigerwald

Laudatio: Katrin Aé

Roman: Frank Keil-Behrens

Laudatio: Thomas Andre

Comic: Antonia Kühn

Laudatio: Lilian Pithan

Präsentation: Antonia Kühn

Moderation: Antje Flemming

Ende gegen 21.30 Uhr, danach Musik von DJane Miss Alaska



Hamburg

Behörde für
Kultur und Medien